

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 15 (2008)
Heft: 169

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZIEGEL- STATT PFLASTERSTEINE

Die Demo-Berichterstattung des «St.Galler Tagblatts» wie das «Salzkorn» des Chefredaktors zum 1. Mai machten sich lustig über die Linken. Trotzdem ist alles immer gut gemeint. von Rolf Bossart

Die Tageszeitung «Die Ostschweiz» gibt es seit zehn Jahren nicht mehr. Seither versucht das «St.Galler Tagblatt» es allen recht zu machen. Und weil jeder weiss, dass das nicht geht, reicht allein schon das Bemühen, um sich gegen Kritik zu impfen. Das Codewort für dieses Programm heisst Wohlwollen. Und es funktioniert ähnlich wie Alt-Bundesrat Kurt Furglers Schlussatz, wenn ihm die Gesprächspartner lästig wurden: «Gälled Sie, mir wönd jo alli nume s'Bescht.»

Seit die Gratisblätter «20 Minuten» und «Punkt.ch» erscheinen, ist das «St.Galler Tagblatt» zumindest bei den sogenannten Meldungen mit Newswert kein Monopolblatt mehr. Aber einsam und allein ist es immer noch dort, wo es nichts zu holen, sondern nur zu berichten gibt. Das «St.Galler Tagblatt» leistet sich erstens Hintergrundseiten und zweitens ist es der grosse und verantwortungsbewusste Begleiter aller Veranstaltungen. Ist ersteres ein dankenswerter Luxus, so letzteres eine undankbare Notwendigkeit. Denn es herrschen die unerbittlichen Gesetze des Lokaljournalismus mit umfassendem Auftrag und begrenzten Mitteln. Bundesrätin Leuthard macht ihren Gefälligkeitsbesuch im Toggenburg nur, wenn sie sicher ist, dass das Tagblatt vor Ort ist. Je schlampiger die Medienmitteilung, desto grösser die Empörung über eine angeblich unsorgfältige Berichterstattung. Noch der sich in Auflösung begriffene Kaninchenzüchterverein fühlt sich ganz natürlich in seinen Anliegen missverstanden.

Was mit «Forumszeitung» oder «überparteiliche Tageszeitung mit starkem Regionalteil» harmonisch umschrieben wird, zeigt in der Alltagspraxis sein unangenehmes Gesicht. Die selbstgewählte Stärke, die aufgetragene Verantwortung wird zur lästigen Pflicht. Zu Verpflichtungen verkommene Aufträge aber haben es an sich, dass sie ihre Erfüller genau das tun lassen, was sie um der Pflicht willen sich versagt haben: wegzulassen, was einem bedeutungslos erscheint, niederzuschreiben, was die kritischen Energien mobilisiert, gross zu machen, was man für die eigene Sache brauchen kann. Kurz: parteiisch sein, im Sinne der eigenen Hausdoktrin. Für die nach emotionaler Aufmerksamkeit gierenden Inserenten der Jugendindustrie im «20 Minuten», für die national-konservativen Unternehmerfreunde im «Punkt.ch», aber für die Allgemeinheit im Tagblatt.

Aufmunterung ersetzt Verriss

Vor die Wahl gestellt, was man für diese unförmige Gruppe der Allgemeinheit kritisieren, was loben und was ignorieren soll, fiel die Entscheidung der Redaktion wohl aus naheliegenden Opportunitätsgründen zuungunsten aller Möglichkeiten aus – um die Allgemeinheit nicht mit der Bevorzugung des einen vor dem anderen zu brüskieren. Aber was sonst? Alles weglassen geht nicht, also bleibt nur, alles zu bringen. Wie aber dies durchsetzen, ohne zum Spielball der egoistischen Begehrlichkeiten der Modellbauer, Rösseler und Buurezmörgeler zu werden? Die Antwort, die zumindest die Redaktion

sowieso nicht weiss, «ob man es ihnen überhaupt recht machen kann», die Linken.

Totschweigen durch Stimmung

Nehmen wir als Beispiel die Demoberichte. Wohlwollen heisst: Es wird regelmässig über Demonstrationen berichtet, mit einem grossen Foto, einem Stimmungsbericht und einer grosszügig geschätzten Teilnehmerzahl. Jegliche Kritik am vorhandenen oder fehlenden Inhalt des Berichtes kann mit dem Hinweis auf diese Vorzüge abgewiesen werden. Tatsächlich hat man früher, als die Presse es den Leuten noch nicht recht machen wollte, sondern einfach rechts war, die Demos der

Wohlwollen macht alle gleich und nur einen Unterschied zwischen dem, der es ausspricht und dem, der es empfängt. Und weil Wohlwollen nur Gutes tut, ist jede Kritik daran immer unfair.

des Regionalbunds auf diese Frage gefunden zu haben scheint, lautet nach Selbstaussagen und allem Anschein nach: mit Wohlwollen. Selbstverständlich ist dies zunächst ein genialer Schachzug um das, worüber man zur Abo-Sicherung der Allgemeinheit sowieso schreiben muss, zu verwandeln in das, was man gerne zur allgemeinen Zufriedenheit der Einzelnen bringt. Die Aufmunterung ersetzt den Verriss und die Atmosphäre der Inhalte. Das schöne Foto kaschiert die Leere im Saal und der heitere Plauderton die Ereignisarmut des Anlasses. Aber nach zehn Jahren solcher Berichterstattung zeigt sich auch, dass dies zwar nicht in der Absicht, aber in der Wirkung nur eine subtilere und umso erfolgreichere Methode ist, die Dinge über die man berichtet eben auch je nachdem gross, klein oder lächerlich zu machen.

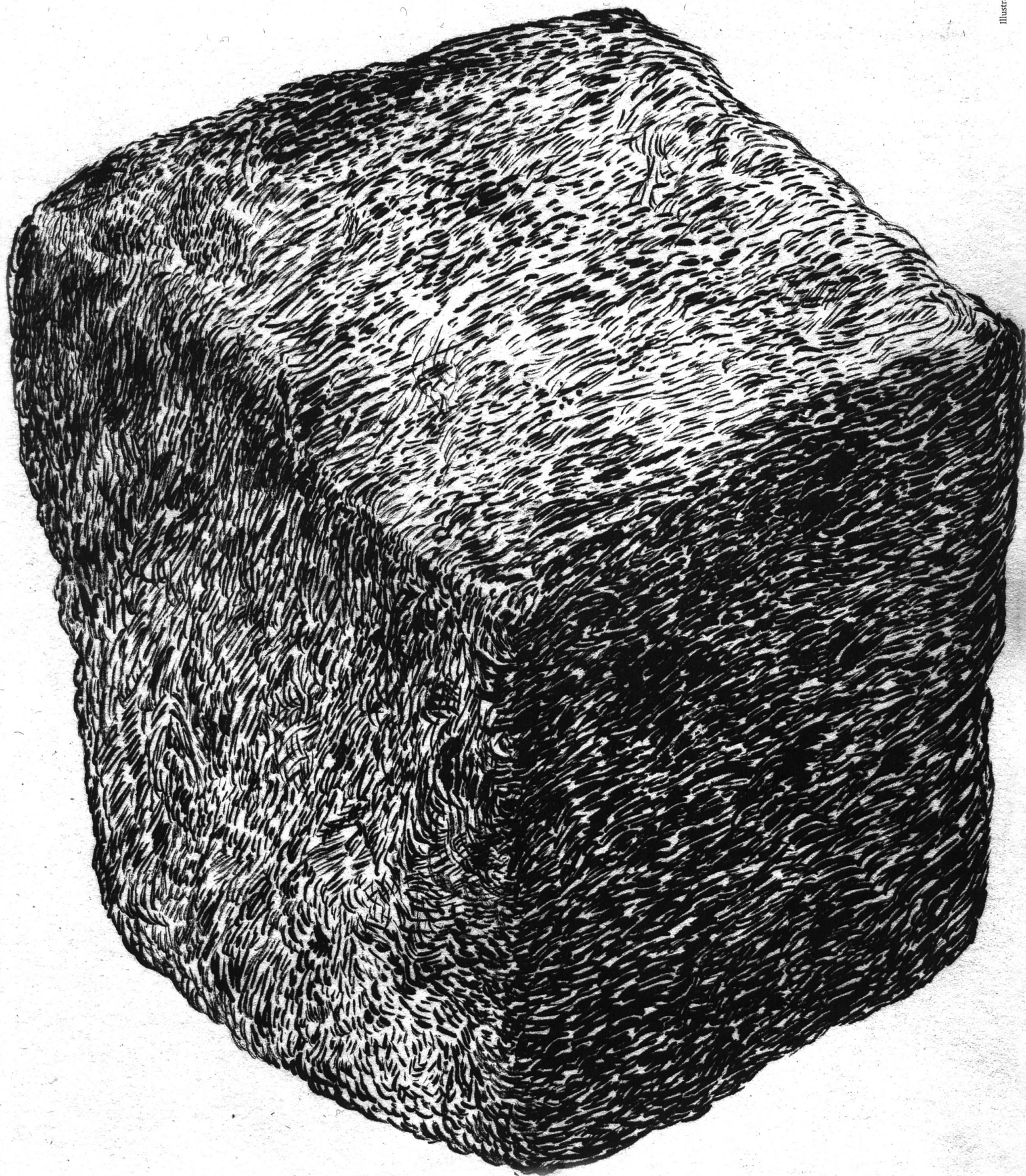
Denn Wohlwollen macht alle gleich und nur einen Unterschied zwischen dem, der es ausspricht und dem, der es empfängt. Und weil Wohlwollen nur Gutes tut, ist jede Kritik daran immer unfair. Das trifft natürlich vor allem jenes Klientel, bei dem man, wie Regiochef Philipp Landmark im Email-Kontakt mit einem solchen Kritiker angemerkt hat,

Linken immer kleiner gemacht oder gar nicht darüber berichtet.

Aber was, wenn die wohlgesinnte Berichterstattung heute auf dasselbe hinausläuft? Das Totschweigen durch Stimmungsbilder, das Kleinmachen durch väterliches Schulterklopfen? Und was, wenn daran nichts anderes schuld wäre als das Fehlen eines ideologischen Überbaus, der im Schreibprozess einfach ersetzt würde durch die persönliche Befindlichkeit des Journalisten, die sich wiederum ausrichtete an einer imaginierten Allgemeinheit, für die zu schreiben er sich verpflichtet hat? Und also entschiede dann diese, gleichsam von unten, ob er das Wohlwollen in Mitleid ummünzt oder in Arroganz. Sie entschiede, ob er eine Botschaft bringt oder nur Folklore, ob er predigt oder sich belustigt. Zu erklären wäre dann immerhin schlüssig, was trotz Wohlwollen meistens fehlt, zum Beispiel die Auseinandersetzung, und was stattdessen da ist, zum Beispiel die Häme.

Position des Mächtigen

«Was ist heutigen Gewerkschaften und Kirchen gemeinsam?» fragt Chefredaktor Gott-



WIE DIE WANDERMAUS ZUM TANZBÄR WIRD. DER NEUE KULTURKALENDER IM INTERNET.

WWW.SAITEN.CH

saiten
AKTUELLES HEFT KULTURKALENDER BLOG



SUCHEN SIE GEZIelt



WÄHLEN SIE DIE ANSICHT



WÄHLEN SIE DEN ORT



NEU MIT ARCHIV 1994 BIS 2008



lieb F. Höpli im Salzkorn vor dem 1. Mai, der gleichzeitig mit Christi Himmelfahrt zusammengefallen ist. «Dass ihnen die Schächchen davon laufen.» Im Bericht nach dem 1. Mai schreibt Katja Fischer: «Die Demo, für die das Wort Umzug passender wäre, läuft ohne Schlachtrufe, ohne erhobene Fäuste und fliegende Ziegelsteine ab.» Was verrät die Häme über ihre Benutzer? Erstens, dass sie Bierflaschen und Pflastersteine für Ziegel halten und zweitens der Wille, selber aus der Position des Mächtigen zu schreiben. Hohn und Häme machen die Schwachen nochmals kleiner und sind billig zu haben, Spott hingegen wäre die Waffe des Kleinen gegen die Grossen und deshalb ein seltenes und, wie die Ehrverletzungsprozesse der letzten Jahre gegen Journalisten zeigen, auch ein teures Gut.

Dass die Organisationen, für die der 1. Mai oder Christi Himmelfahrt oder beides Festtage sind, so schwach sind, dass man sie passabel mit Häme übergossen darf, ist für die Linke fraglos eine Schande. Die Schande fällt aber auch auf den Journalismus zurück, der sich zwar wohlgesinnt gibt, aber oft nur wohlfeil ist. Wieso nämlich bringt das Tagblatt immer diese lokaljournalistischen Demo- und Debattenberichte? Und wieso keine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Voten und Reden? Zum Beispiel mit der Behauptung von SP-Präsident Levrat, dass es ohne die Linke in unserem Land in den letzten hundert Jahren keinen sozialen Fortschritt mehr gegeben hätte? Vielleicht weil die Behauptung stimmt oder weil sie dem Wind, den die Allgemeinheit verbreitet, nicht genehm ist? Wieso also kein kritischer Kommentar von Chefredaktor Höpli zu einer 1. Mai-Rede, wieso aber ein hämisches Salzkorn?

Es trifft die Falschen

Selbstverständlich ist auch dieser Vorwurf unfair, weil das eine Beispiel die Vielfalt des Tagblatts ausser Acht lässt, die vielleicht gar der liberalen Grundhaltung seines Chefredaktors zu danken ist. Denn auch wenn man nicht sagen kann, dass Herr Höpli Zweifel aufkommen liesse über seine eigene Haltung, die den schlauen Berlusconi hochleben lässt und sich an den Linken belustigt, so herrscht doch daneben offensichtlich ein publizistisches Klima, in dem auch die eigenen JournalistInnen hin und wieder dezidiert andere Analysen und Positionen vertreten können. Kann man also überhaupt etwas vorwerfen? Man kann nicht. Man läuft mit einer solchen Kritik natürlich am Anspruch des Tagblatts vorbei, der ein anderer ist. Aber man kann feststellen, dass die gutväterliche Wohlgesinnung jene trifft, die sie nicht wollen, sondern den Disput: die Jungen und die Linken. Und auf die nicht angewendet wird, von denen die Redaktion annimmt, dass sie sie nicht wollen: die Unternehmer und das Establishment.



MEISTERSTÜCK

ACHILLE MANGIAVACCHI

Als er im St. Galler Kino Rex zu arbeiten begann, lief «Der weisse Hai I». Das ist nun dreissig Jahre her. Achille Mangiavacchi lacht, wenn er an seine ersten Arbeitstage denkt. Der Film habe ihm gefallen, irgendwie. Aber er möge spanische, italienische oder deutsche Komödien besser als die grossen Action-Kisten. Im Fernsehen werde genug geschossen, das müsse im Kino nicht auch noch sein. «Cinema Paradiso» von Giuseppe Tornatore sei ein schöner Film. Solche Werke gebe es nur noch selten.

Mit den Filmen hätten sich auch die Leute verändert. Bei Action-Filmen trete das Publikum aggressiver auf als früher. Mangiavacchi, der bereits Eintrittskarten kontrollierte und Plätze zuwies, als diese noch nicht nummeriert waren und heute Leute umplatziert, wenn sie auf der falschen Nummer sitzen, müsse hin und wieder deutlich werden. «Anständig sein oder heimgehen», sagt er, wenn Jungspunde Popcorn durch den Saal schmeissen. Sie hätten ein Ticket gekauft, erwidern sie. Ja, aber das hätten sie, um den Film zu schauen. Er lacht wieder. Bei Achille Mangiavacchi hat alles immer eine positive und eine negative Seite. Alles halb so schlimm. Er, der vermutlich schon die halbe Stadt an den richtigen Platz verwiesen hat, lacht auch, wenn er erzählt, dass sich damals einige als «Rocky» verkleidet hätten. Mittlerweile hat er, der mit Operateur Reini Mayerthaler und Kassa-Frau Anne-Marie Gertsch zu den Dienstältesten

der St. Galler Stadtkinos gehört, schon einiges gesehen.

Angefangen hat er unter Franz Anton Brüni. Damals gehörten dem mittlerweile pensionierten St. Galler Kinofürsten nur das Rex und das Capitol (später Studio C) gegenüber der Kantonalbank. Der 67-jährige Mangiavacchi hat damals schon nicht ausschliesslich im Rex gearbeitet. Auch als im Studio C, später im Tiffany und im Palace noch Sex-Filme vorgeführt wurden, habe er den Zuschauern Plätze zuweisen müssen. Er erinnert sich, dass zum Schluss im Kino Palace die Pornos am Vormittag gezeigt wurden und um 15 Uhr wieder Action- oder Familienfilme.

Während der Arbeit hat Achille Mangiavacchi keine Zeit, sich Filme anzuschauen. Höchstens ein, zwei Minuten, wenn er kurz in den Saal geht und nach dem Rechten schaut. Immer wieder kommen Leute zu ihm, um sich nach einem Film und dessen Handlung zu erkundigen. Dann drückt er ihnen einen Prospekt in die Hand oder erklärt die eine oder andere Szene, falls sie etwas nicht verstanden haben. Und wenn die Leute etwas vergessen, meist Handys, Schlüssel oder Jacken, packt er die Sachen in eine Kiste und bringt sie ins Fundbüro.

Achille Mangiavacchi arbeitete bis zu seiner Pensionierung vor anderthalb Jahren hundert Prozent als Glaser. Seinen Nebenjob im Kino will er noch eine Weile behalten. Er könne nicht den ganzen Tag daheim bleiben, kochen und fernsehen. **Johannes Stieger**



«SING MIT ODER TU WENIGSTENS SO!»



Bilder: Carlos Hanimann

Hier ist es wenigstens still: Abstellgleise der U-Bahn.

Da stand er also vor mir, ein etwa dreissig-jähriger, übergewichtiger Latino, wie man ihn aus amerikanischen Filmen kennt: kurzes dunkles Haar, gebräunte Haut, ein Schnäuzchen und eine tätowierte Träne unter dem linken Auge. In der Linken hielt er einen Bierhumpen, in der Rechten einen Stapel Zettel und auf seinem blau-gelb gestreiften T-Shirt prangte riesig die Nummer zwölf. Vor mir wankten 150 Kilo Boca Juniors und brüllten drei Touristen an: «Kauft das Ticket bei mir! Kauft es bei mir oder ich lasse euch nicht ins Stadion!» Ich ging der brüllenden Walze aus dem Weg, wohlwissend, was die Nummer zwölf auf dem T-Shirt dieser fleischgewordenen Morddrohung bedeutete: «La Doce» (der zwölfte Mann), so nennt sich der berühmte harte Kern der Anhänger des argentinischen Rekordmeisters Boca Juniors.

Che, Maradona, Evita

Boca Juniors ist nicht nur der grösste und beliebteste Fussballklub des Landes, es ist auch der Klub von Diego Armando Maradona, einem der berühmtesten Argentinier neben Che Guevara, Carlos Gardel und Evita Peron. Überall in Buenos Aires sind deren Konterfeis zu sehen – auf Wänden, auf Postern, auf Fahnen. So auch an einer Demonstration Anfang April, an der sich im Zentrum von Buenos Aires mehrere zehntausend Menschen beteiligten, um den Kurs der Präsidentin Cristina Fernandez de Kirchner zu unterstützen und gegen den Streik der Landwirte (viele Grossgrundbesitzer) zu protestieren, die seit Wochen Lieferungen von Fleisch- und Milchprodukten in die Hauptstadt verhindert hatten. Auf den blau-weissen Nationalflaggen Argentinien, die Menschen am 1. April vor dem Präsi-

denpalast schwenkten, war Che neben Maradona und Maradona neben Evita.

Politik, Fussball, Politik.

Diese Vermischung ist in Argentinien fast alltäglich, schliesslich bestimmen vor allem Politik und Fussball auch das Leben in der Hafenstadt: Beispielsweise einige Tage vor meinem Stadionbesuch bei den Boca Juniors, als die Präsidentin Cristina Kirchner zum ersten Mal bei einem öffentlichen Auftritt zum Streik der Bauern Stellung nahm – der wochenlange Streik gilt als die grösste Krise seit dem Wirtschaftskollaps im Jahr 2001. Das Fernsehen blendete während der Liveübertragung der Rede laufend den Newsticker zum internationalen Cupspiel Boca Juniors gegen Colo Colo Chile ein. Und als Cristina fertig gesprochen und Boca in den letzten Minuten das vorent-

scheidende 4:2 erzielt hatte, glich ein Bild dem anderen. Zwischen den fahnnenschwenkenden und singenden Menschen hin und her zappend wusste ich nicht mehr, was Fussball und was Politik war.

Übriggebliebene Mütter

Fussball und Politik gingen schon zur Zeit der Militärdiktatur miteinander. Als 1978 die Weltmeisterschaft in Argentinien stattfand, hoffte General Videla mit einem Weltmeistertitel das Land zu einen und stabilisieren. Während der General die Weltmeisterschaft eröffnete («Willkommen in diesem Land des Friedens, der Freiheit und der Gerechtigkeit»), folterte sein Regime tausende Oppositionelle oder liess sie «verschwinden». Argentinien wurde Weltmeister, doch die internationalen Medien berichteten wochenlang über die Menschenrechtsverletzungen im Land, der Nationaltrainer Luis César Menotti verweigerte dem General nach dem Titelgewinn den Handschlag und die Zuschauer auf den Rängen sangen gegen die Militärdiktatur, «se va acabar, se va acabar, la dictadura militar» (Sie geht zu Ende, sie geht zu Ende, die Militärdiktatur). Übriggeblieben aus dieser Zeit sind unter anderem die «Madres de la Plaza de Mayo», Mütter – mittlerweile sind sie Grossmütter – die seit dreissig Jahren jeden Donnerstag vor der Casa Rosada Gerechtigkeit für ihre von der Militärdiktatur verschleppten Kinder verlangen. Übriggeblieben aus dieser Zeit sind aber auch die «Barrabravas», die Hooligans – oder eben «La Doce», wie sie sich im Arbeiterviertel La Boca nennen.

Der Freund von Maradona

In einer BBC-Dokumentation über die argentinischen Hooligans, erinnern sich die älteren Mitglieder von La Doce, wie früher Politiker zu ihnen kamen und sie aufforderten gegen die Militärdiktatur zu singen: «Kaum waren sie an der Macht, nannten sie uns Hooligans und steckten uns in die Gefängnisse.» Das ist natürlich ihre eigene Wahrheit. Die Barrabravas von Boca sind wohl das Herz der Bombonera, dem Stadion von Boca Juniors. Sie tragen aber auch die Schuld an den zahlreichen Toten, die die argentinische Liga jede Saison zu beklagen hat. Und La Doce zählt nebst dem gewalttätigen Ruf vor allem deshalb zu den berühmtesten Fanklubs der Welt, weil er innerhalb des Fussballvereins unwahrscheinlich viel Macht besitzt. Es ist ein offenes Geheimnis – auch wenn es der

Klubpräsident Macri immer wieder verneint –, dass La Doce einen grossen Teil der Ticketverkäufe selber abwickelt. Egal mit wem man in Buenos Aires über die Barrabravas von River Plate oder Boca Juniors spricht, alle sagen nach wenigen Minuten denselben Satz: «Es una mafia.»

Der Pate der Boca-Mafia ist seit Jahren Rafael di Zeo, genannt «Rafa». Jeder, der sich auch nur am Rand für Boca interessiert, kennt ihn. Auf der Strasse wird er gegrüsst, vor dem Stadion lassen sich Leute mit ihm fotografieren und bitten ihn um Autogramme. Er kontrolliert La Doce, manche behaupten gar, er kontrolliere Boca. Der gute Freund von Maradona (er verschanzte sich einst mit Diego Maradona in dessen Haus und schoss nach exzessivem Kokainkonsum mit dem Luftgewehr auf wartende Journalisten) antwortete vor ein paar Jahren auf die Frage, ob La Doce eine Mafia sei: «Eine Mafia? Nein, wir sind mehr wie eine Familie.» Derzeit ist Rafa für niemanden zu sprechen, er sitzt seit einem halben Jahr im Gefängnis, Körperverletzung in mehreren Fällen. Eine Verwicklung in mehrere Mordfällen wird ihm nachgesagt, bewiesen ist nichts.

Eine Ahnung von Stille

Das Leben in Buenos Aires ist ein täglicher Kampf im Betonschungel, der typisch urbane Wahnsinn einer Grossstadt: Lärm, Chaos, Hektik. Stille gibt es selten – eine Ahnung davon findet man vielleicht auf den Abstell-

gleisen der U-Bahn oder ganz früh morgens, wenn die «cartoneros» den gesammelten Abfall vom Zentrum in die Agglomerationen rausgeschleppt haben und die Stadt für ein paar Augenblicke stillsteht, ehe die Sonne am Horizont über dem Atlantik aufsteigt, die Stadt in ein wunderschön-gefährliches Licht taucht und das Chaos wieder von neuem beginnt. Der Wahnsinn des Stadtzentrums wird bloss im Stadion La Bombonera übertroffen, diesem gelb-blau bemalten, hufeisenartigen Koloss aus Beton und Stahlträgern, wo sich Freude, Wut und Trauer innert Sekunden abwechseln.

Man sagte mir: «Wenn du auf die Stehplatztribüne im Stadion gehst, trage keine falschen Farben, lass alle Wertsachen zu Hause und sing immer mit – oder tu wenigstens so.» Vor dem Stadion versuchte ich vergebens ein offizielles Ticket für die Stehplatztribüne der Fans zu kaufen. «Stehplätze? Die musst du bei La Doce kaufen. Ich habe nur Sitzplätze», sagte ein (inoffizieller) Ticketverkäufer vor dem Stadion. «Bei ihm?», fragte ich und deutete in Richtung der touristenbeleidigenden Schnapsdrossel mit der Zwölf auf dem T-Shirt. Ich zögerte kurz, ging dann unauffällig vorbei und kaufte an einem Schalter ein Ticket für die Gegentribüne. So hatte ich im Stadion eine schöne Aussicht auf La Doce – aus sicherer Entfernung.

Carlos Hanimann, 1982, ist Sportredaktor bei der Woz und lebt in Bern.



La Bombonera, Stadion der Boca Juniors und Burg von «La Doce», den wahnsinnigen Fans.

